

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940

11 (24.3.1940)

Osterfreude für Monika

• Von Lisel Jstand •

Monika war die jüngste Tochter des Gastwirts Moises Huber. Das Grundstück daneben gehörte dem Erbhofbauern Franz Zobel. Seit vielen Jahren waren die beiden Familien miteinander befreundet. Als die Monika noch klein war, hieß es immer, daß sie später einmal den Karl, den einzigen Sohn des Erbhofbauern, heiraten müßte. Aber sie konnte ihn nicht anstehen; denn immer, wenn sie am Zobel-Hof vorüberkam, spritzte er sie mit der Blumenpranke naß oder warf ihr Dörseln ins Haar. Außerdem hatte er rote Haare und die konnte sie schon gar nicht leiden.

Ostergruß an die front

Von Werner Eckhardt

Der Winter geht. Der Frühling naht.
Die Sonne kündigt, Kamerad,
Das neue Licht der Welt!
Die Heimat grüßt. Die Heimat weiß:
Du bist der Pflichten schwerstem Kreis
Ins Tagewerk gestellt.
So nimm den Gruß. Wir sind bereit,
Wie du, Kamerad! Die neue Zeit
Ist hoffnungsvoll in Fluß!
Der Führer rief! Wir grüßen dich.
Und Front und Heimat binden sich
Zum Volk, das siegen muß.

befagte — sich einmal die Welt anzusehen. Gott sei Dank, dachte Monika, nun brauche ich den Karl nicht zu heiraten. Jahre waren vergangen. Monika war ein hübsches Mädchen geworden und hatte verschiedene Freier. Aber sie mochte keinen so recht. Heiratete jedoch mußte und wollte sie. Also nahm sie sich vor, sich zu Ostern zwischen dem Pepi, der jetzt beim Arbeitsdienst war, und dem Franzel, der den Soldatenrock angezogen hatte, zu entscheiden. Beide würden zum Fest Urlaub bekommen.

In Monikas Stube standen auf der Kommode die Bilder vom Pepi und vom Franzel, und eine dritte Photographie, die die Mutter gegen Monikas Willen zu den anderen Bildern gestellt hatte, zeigte den Zobel Karl mit den ersten langen Haaren. Monika hatte das Bild nie leiden mögen, ließ es aber stehen, wo es stand, und ärgerte sich darüber.

Die Karwoche hatte begonnen. Oben auf der Achalm lag noch Schnee, doch an geschütteten Stellen sah man schon gelbe und weiße Osterlocken neugierig hervorschauen. Am Karfreitag war Osterfest, und um Mitternacht begann das Schlappenwerfen für die heiratslustigen Dorfschönen.

Monika hatte sich gerade zurecht gemacht, um auf den Tanzboden zu gehen, als Katrin, ihre Freundin, sie abholte kam. „Weißt du schon, Monika, daß der Pepi und der Franzel da sind? Der Franzel hat sich ein Fräulein aus der Stadt mitgebracht, du, die schaut fein aus! Und der Pepi soll eine Liebchaft haben mit Lederers Toni. Jede Woche hat sie ihm ein Paket geschickt, sagt der Postbote von Eningen, und der weiß es genau; denn er hat die Päckchen immer mitnehmen müssen.“

„Kommst allein auf den Tanzboden gehen, Katrin!“ fauchte Monika. „Mir ist die Luft vergangen!“

Sprach's und schritt in die Dämmerung hinaus. Zur Achalm wollte sie hinauf, die frische, klare Luft würde ihr gut tun und den Sturm in ihrem Innern zur Ruhe bringen.

Oben in der Sennhütte stieß sie die Läden auf, die sie kaum festmachen konnte, so heftig war der Wind, der sich inzwischen aufgemacht hatte. Aber schon war es hier oben — Monika atmete befreit auf. Und plötzlich zerriß die schwarze Wolfenwand, der Mond stand klar am nachtblauen Himmel.

Monika entschloß sich, ein paar Osterlocken unter dem Felsvorsprung wenige Meter höher zu pflücken. Mühsam kletterte sie hinauf. Schon hatte sie den Felsvorsprung erreicht, schon die Hand nach den Blüten ausgestreckt, als sie auf dem glatten Felsen ausrutschte und stürzte. . .

„Jehos, wo bin ich denn?“ sagte sie und schlug die Augen auf. Sie sah einen Mann, der — über sie gebeugt — ihr Stirn und Schläfen rieb.

„D. Sie haben nur einen kleinen Purzelbaum gemacht, mein Fräulein, und da ich gerade des Weges kam, fand ich es richtiger, Sie aufzufangen als den Berg hinabzurufen zu lassen.“

Monika schritt ein wenig benommen an der Seite des Fremden heimwärts. „Sie reden so anders als wir“, sagte sie. „Sie sind nicht aus dieser Gegend, gelt?“

„Nein“, sagte er zögernd, „doch ich war einmal hier.“ Und er erzählte von Südamerika und seiner Arbeit dort. Monika hörte still zu. Als sie vor ihrem Elternhaus standen, gab er ihr die Hand. „Gute Nacht, Fräulein Monika“, sagte er und eilte davon.

Fräulein Monika? Woher kannte er denn ihren Namen? Nun, ihr konnte es gleich sein. Sie hatte jetzt anderes im Kopf. In ein paar Minuten war es Mitternacht. Sie ließ ihre Klammer für weit offen stehen, stellte sich mit dem Gesicht an die gegenüberliegende Wand, drückte mit der linken Hand Pepis Bild, das sie von der Kommode genommen hatte, fest an sich, und als die Uhr unten im Wohnzimmer zwölf Schläge tat, warf sie mit der rechten Hand über den Kopf hinweg ihren Schlappen in die offene Tür. Lag die Spitze des Hausschuhs über der Schwelle und zeigte sie nach draußen, so war es gewiß, daß die Jungfrau in diesem Jahre noch Braut wurde und den Burtschen bekam, dessen Bild sie beim Schlappenwerfen aus Herz gedrückt hatte. Zeigte jedoch der Abfuß nach draußen, so war es nichts mit einer Brautschaft.

Monika machte schnell Licht — der Hausschuß lag mit der Spitze nach draußen! Sie wußte es ja, — überallich sah sie nach dem Bild. Ja, aber — was war denn das? Das war ja gar nicht der Pepi, das war ja der Zobel Karl in seinen ersten langen Haaren. Wer hatte denn den auf Pepis Platz gestellt? — Monika war wütend und hätte das Bild am liebsten in tausend Stücke zerissen. Aber der Schlappen sollte sich getäuscht haben — den rothaarigen Zobel Karl nahm sie nie! Es war ja sowieso Unfug, denn der Nachbarssohn war längst verheiratet. Niemand wußte etwas von ihm.

Am Ostermorgen hatte Monika ihre Verstimmlung verassen. Uebermütig wie ein Junapferd sprang sie die Stufen hinauf, trat in die Wohnstube, wo der Frühstückstisch schon gedeckt war. Der Wrochtnecht kam auf sie zu. „Jungfer Monika, darf ich dich zu Tisch führen?“ — „s wird ohnehin das letzte Jahr sein.“

Monika wurde über und über rot, Vater und Mutter schmunzelten, und das Gefände sicherte. Plötzlich öffnete die Mutter die Tür zur guten Stube und schob Monika hinein. Jemand erhob sich aus der Ecke des Sofas. Jehos, das war ja der Fremde von gestern abend, — was wollte denn der schon in aller Herrgottsfrühe?

„Ja, kennst ihn denn nimmer?“ fragte die Mutter. „Nein, Monika kannte ihn nicht!“

„Der Karl ist es, der Zobel Karl! Denk nur, Jungfer, er ist er geworden und hat viel Geld verdient, aber jetzt wird er Bauer und übernimmt den Hof!“

Das war eine Ueberraschung! Aber keine unange-



Begegnung mit dem Osterhasen

Aufn.: S. Mayer, Linden-Verlag

nehme, wie Monika zu ihrem Erkennen feststellen mußte. Der Zobel Karl gefiel ihr, wie keiner der Burtschen im Dorf ihr gefallen hatte. Sogar die roten Haare waren verschwunden, das fuchelige Rot hatte sich in ein rötliches Braun verwandelt, wie Monika es besonders liebte.

Der Karl streckte ihr die Hand hin. „Darf ich mit dir sprechen, Monika?“

Sie nickte. „Aber nicht hier, laß' uns hinaufsteigen zur Achalm! — Ich fürchte“, fügte sie zögerlich hinzu, „mein Schlappen hat doch recht behalten.“

Katharina lächelt

Von Kurt Varges

Katharina ist Schauspielerin an einem größeren Theater. Ich sah sie auf einer Freilichtbühne. Ninas im Umkreise gaben sich die Mühen und Müdel der schallenden Heiterkeit hin, so entzückend sprach Katharina in einem lustigen Stück von Neitron ihre Worte. Die kleinen Ballettweifen, entzückende Geschöpfe, led und munter, eilten schwabend und schwirrend einher und fireliten mit ihren kurzen Höschen den Burbaum, an dem sie sich für ihren Auftritt sammelten.

Ich sah unmittelbar vor der Bühne. Ein sanfter Windstoß blies den getrockneten Sand weg, der sich vor unseren Füßen krümelhaft ausbreitete hatte. Plötzlich kamen einige Regentropfen vom Winde herangeweht. Sie nahmen auf Katharinas Näschen Platz. Da schaute ich besonders aufmerksam auf ihren prächtig geschnittenen Kopf, der in dieser Pose eine almodisch gefachte Dornbrille beherbergte. Ihr Spiel empfing Wärme und Strahlung, ihre Handbewegungen verkörperten das Menschentum des seligen Neitron; ihr Mund, voller Melodie, sprach die Verse so klar und zündend, daß sich ihr Gesicht verklärte. Man spürte, dieser muntere Kabulitzer Neitron lächelte seine gelächelten Säbe und schnurrigen Geiten so zynisch-sentimental und bissig hart, daß nur eine große Künstlerin diesen Spuk über die Bühne acitern lassen kann. Wort und Ton verlangen Gebärden und darsellerische Belesenheit, Katharina konnte diese spöttische Klage unter dem wolkenlosen Himmel ausbreiten.

Ich suchte das schöne Mädchen beim Szenenwechsel auf. Der Eindrud war großartig. Zunächst abweisend, frohlich, dann mehr einladend. Nicht sachliche Neuiernde allein, die köstliche Art ihres Vortrages, der, kunituol verhandelt, einem jarten Märchen ähnl, hatten mich ihr nähern lassen, sondern die fast spärlichen Handbewegungen, die Kunst zu glossieren und zu kritisieren, mit der Wirkung der mimischen Mittel hauszubalten, die Ueberlegenheit, von den Reizen der Dichtuna zu nadschen. Ich hat Katharina, die neckischen Anfangsworte der zwei-

ten Szene nochmals mit besonderem Wohlgefühl nachsprechen. Sie tat es, als wir uns in der Pause zu einem Glase Wein zusammensetzten.



Foto-Ufa-Hämmerer

Voller Wonne und Nahrung schilderte sie mir, wie unerhört geistvoll Neitron seine Verse geformt hatte, machte gleichsam die hässliche Wirkuna mit ihren schlanken Händen nach und unterließ die entzückend freundliche Wirkung der Szene mit liebeswürdigem Näschen.

Ich spürte in dieser Dämmerunde, wie sich die Vergehen und die Nachtigallen mengten, wie zart die Klingel die Künstlerin zu ihrem Auftritt rief, wie die Seide des Schleiers, den sie in der Pause ihrem Körper unaaleat hatte, emporschwebte, wie sich in der letzten Szene das Licht verneigte, um diese schöne Frau zu bestrahlen, wie die ihr angeborene Liebenswürdigkeit und ihre noble persönliche Haltung den Scharm ihrer Geprächtigkeits ausmachten, wie sie in ihrem Wesen das richtige Maß von Eleganz und Modernität, Sittlichkeit und Freigeigkeit anspragte.

Die blumenhaft schöne Frau reichte mir ihr Bild als Andenken, als Frende an allem Schönen, an der Veredelung alles Künstlerischen und als Trost in Betrübissen. Ich meinte, sie wäre zu bescheiden auf diesem Photo gekleidet. Sie hingegen entzogene mit dem Proch kindlicher Anhänglichkeit: nein, und schritt zur Bühne. Ammuta und fein, ernst und bewußt.

Der Geruch des Klusses strömte herüber, der Geruch der Erde wurde immer intensiver, die Stimmuna um den abendlichen Mond intimer. Ich fühlte, daß ihr Leben eins der leisesten ist, vielleicht ohne das große Abenteuer, dennoch voll von innerer Kraft und wunderbarer Selte.

Katharina stand wieder auf der Bühne, um Wort und Gebärde im Reichen einer geäußerten Leidenschaft zu verschmelzen. Ich achtete auf jeden Blick. Manche Träne fiel von ihrem Wort, auch wenn es noch so lustig oder melancholisch verzaubert war. Denn ich hatte ein neues Ohr für ihre Stimme gewonnen, die ich nun in völliger Entdeckung genoh. Ich erlebte bei dieser Freilichtaufführung die künstlerische Ehe von Natur und Schönheit und hatte eine Liebende voll Glauben und Vertrauen kennen gelernt, eine Frau, die durch ihre Vollendung eine Künstlerin des Schönsinnes geworden war.

Der Hund Zacha

Eine Ostergeschichte von E. O. Sngle



Zacharias ist kein rechter Name für einen Hund, noch weniger „Zacharias von Nahrenfeld“, unter welcher Bezeichnung der Held dieser Geschichte seinen Stammbaum und das Diplom eines Blindenführers besaß. Alle, die Stainers, des Blinden Hund kannten, im Haus, auf der Straße und besonders die Kinder, so oft sie seiner anständig wurden, riefen ihn einfach „Zacha“. Das klang dann immer wie ein kurzer Jubelschrei: „Zacha! — Zacha!“ Wenn der große sonntägliche Messenbesucher mit dem schwarzen Mantel und dem roten Hut dieses vielstimmigen Anrufes nicht mit ihnen herumlief, sondern heftig langsam, auf dem würdevollen Dahinschreiten oft etwa wie verstockt schielmische Blicke zur Seite, wo das kleine Wolf herumprang und sie ein Stück Wegs begleitete.

Immer war es derselbe Weg: Die vier Treppen des großen Mietshauses hinunter, über einen Hof, auf dem die Spähen lärmend lärmten und sich um die Brocken zankten, hinaus auf die Straße, die von den Geräuschen eines morgenerfüllten Lebens erfüllt war; nach der Fußbrücke über die im Winter ein eisiger Hauch und im Sommer die erfrischende Kühle vom Wasser heranzog, das Blättermispeln oder Ahefnarren einer Anlage, je nach der Jahreszeit, dann wieder eine stille Straße voll einer ewig gleichen Ruhe und schließlich das tägliche Ziel, das Heim für Kriegsblinde.

Vorher aber geschah jahtaus, jahtrein etwas außerordentlich Seltsames. Es gab da von dieser stillen Straße aus zwei Wege nach dem Blindenheim, der eine war der etwas längere und führte an einem hohen, schönen Eisengitter vorbei, hinter dem eine Spielwiese lag mit Sandkästen und allerlei hölzernen Weittieren: Kamelen, Elefanten, Schwänen und einem graubraunen Heli, der andere führte direkt und ohne jeden Umweg zur Straße des täglichen Aufstehens, jedoch nur an solchen, oben Hauswänden entlang.

Die Entscheidung, welcher Weg gegangen wurde, lag ausschließlich bei Zacha, und Zacha trug seine Wahl nach Umständen, deren Gesetzmäßigkeit nur ihm selbst und seinem Herrn bekannt war. Schien die Sonne und war es ein warmer Sommertag, so wurde abgesehen und vor dem hohen Eisengitter Halt gemacht, an kalten, unfruchtlichen Tagen insofern ging es schnurstracks in das gemütliche, helle Heim, wo Zacha dann kundenlang um ein Tischchen geringelt zu Füßen seines Herrn lag und seinen baldmachenden Hundeschlaf träumte.

Stainers lebte in seiner ewigen Nacht mit der seltsamen Aufgeschlossenheit, die der Blinde für alles Wärratse besitzt. Die Dinge hatten eine Neuordnung erfahren, und nach dem ersten schlichten Monat, die jener idyllischen Stunde im Granatritter bei Mannes Gefolge waren, hatte er sich wie zum zweitenmal unter Schmerzen geboren in einer anderen, nicht minder sinnvollen Welt niedergebunden. Er war einsam geblieben. Die Tage waren eine Strecke, die die Zeiger seiner Blindenuhr abfielen. Jetzt war es wieder Frühling geworden, ein warmer Hauch von Sprichen und geheimem Blühen ging durch die Welt. Karfreitag! läuteten die schweren dumpfen Domglocken über die Stadt, darauf der stille Tag vor dem Fest und dann der Dienerbogen voll strahlenden Glanzes.

Wollte es ihm was eine Heim-Feier angeht, Stainers hatte etwas früher aufgehört. Die Stille der Straße vermittelte ihm das Festliche des Tages mit scharfer Eindringlichkeit. Zacha trotzte seines Weges dahin, manchmal sah er zu seinem Begleiter hoch, wie das seine Gefühlsheit war. Die beiden summen Kameraden überquerten die Anlage, vor dessen Ehrenmal am Vorabend ein paar frische Kränze niedergelegt worden waren. In der Parkstraße tönte aus einem Fenster leise Klaviermusik, die tappenden Schritte des Blinden verklungen auf dem weichen Asphalt. Niemand war Zeuge des kleinen Auftritts, den es plötzlich zwischen den beiden Weggehenden gab.

An der Ecke, wo die Straßen sich kreuzten und an anderen Tagen ein Verkehrspolizist manchmal beim Überqueren des Bahndammes behilflich war, machte Zacha unermittelt eine scharfe Wendung und wollte seinen Sommerweg einschlagen, der Blinde jedoch hatte bereits den halben Bürgersteig überquert und verfuhrte Zacha zu sich her zu ziehen. Der Hund setzte sich sofort, drehte aber die Nase nicht aus der einmal eingeschlagenen Richtung. „Zacha!“ beugte Stainers das Tier, dessen Erregung er spürte: „Was ist denn, mein guter Zacha?“ Dann hatte Zacha seinen Willen, und sie setzten ihren Weg fort.

Schon aus einiger Entfernung hörte der Blinde die Kinderstimmen. Er war lange nicht mehr hier gewesen, aber heute war doch Sonntag und der Kinderarten geschloßen! „Zacha!“ murmelte er nochmals, dann hatten sie das Gitter erreicht und Zacha legte seinen Kopf zwischen die Stäbe.

Auch der Blinde verstand sofort, was hier geschah: Die Kinder suchten ihre verstockten Ketter und ließen unter hellem Jubel im Garten umher. Irgendeines mußte Zacha von früher her erkannt haben, und bald schrie es im Chor: „Zacha! — Zacha! — Suchen Sie! — Suchen Sie!“ Schon fanden sie alle am Zaun. Stainers hörte den kurzen heiligen Atem der Kinder und spürte mit dem feinsten Instinkt des Blinden, wie kurz darauf eine erwachsene Person sich näherte.

„Wollen Sie nicht ein wenig zu uns herinkommen?“ sagte eine glatte Frauenstimme.

Die Hand des Blinden, die die Gitterstäbe umfaßt hielt, zitterte leise. Er wurde selten von Fremden angesprochen und besaß keine Erfahrung mehr im Umgang mit Menschen.

Das große, hellgelbe Mädchen hielt die Arme um die Kleinen gelegt, die sich um sie drängten, und sah mit einem leise verklärten Blick auf die beiden Zaunhüter. „Los, Annemarie, und du, Hans Gintler, mürrte sie sich endlich auf, führt den Entel herein, und Zacha soll Euch suchen helfen! — So heißt er doch!“ wandte sie sich noch einmal an den Blinden, der summen nickte und sich von den Kindern am Arm nehmen ließ.

Während Zacha vom Führer begleitet, mit den Kindern über die Wege tollte und furchig ausgelassene Sprünge machte, saßen die Weiden auf den Steinböden der Treppe, die ins Haus führte, der Blinde, noch immer zögernd mit seinen Antworten, aber doch auch fast plattlich schon vertraut mit dem Menschen, der hier bei ihm saß und auf zu ihm war, die Frau, seitdem besungen von der Begegnung mit diesem Blinden im Bild eines Ostermorgens.

„Sie sind doch noch so sehr jung“, sagte sie nach einer längeren Pause, „irgend jemanden müssen Sie doch haben, der sich um Sie kümmert!“

Drauf sprach Stainer langsam absinkend und ohne rechten Zusammenhang von Zacha: „Es ist eigenartig, aber der Hund hat keine Ruhe gegeben, bis mir diesen Weg gegangen sind, und nun haben Sie mich hier zu sich heringeht.“

„Ja, und weil das alles sicher wohl so sein mußte, so wollen wir auch den übrigen Tag zusammenbleiben! Die Kinder gehen nur zu den Ährigen zurück, und dann bin ich ja auch allein über Dtern.“

Auf dem jungen, herben Gesicht des Blinden lag das helle Sonnenlicht, das durch die Bäume schimmerte. Von den Fäden der Stadt hingen die Gloden herüber, einmal drängte sich Zacha, vom Scrumtollen erschöpft, an seinen Herrn und schmeigte seinen sonntäglichen Kopf an dessen Antlitz. „Vielleicht könnte es auch für mich noch einmal Licht werden...“

sagte der Blinde leise, und die Frau legte voll stillen Trostes ihre Hand in die seinen. Zacha stand dabei und hinderte es nicht. Seine treuen Hundeblicke schimmerten in summen Zuvorfriede an der Fremden empor, als erwartete er von ihr eine große Freude, für sich und seinen Herrn...

Scherenschnitt: Josef Baschang (3)

Englische Musik

Von Günther Röhrdanz

Wir wollen hier nicht von jenen Klavierspieler sprechen, die der englische Vagabund immer dann in seinem merkel ankommen wird, wenn ihn die Nachfrist von neuen englischen Schiffsverträgen erreicht. Auch nicht von den Bahngängern, die die Rede sein, die englische Parlamentarier im Chor mit dem englischen Musikant ankommen, sobald sie von Deutschland sprechen. Die Pianisten sind zwar charakteristisch, aber zu läppisch, als daß man sie in diesem Zusammenhang eines Wortes würdigen sollte. Sie sind langsam und von aller Welt verstanden — die französischen Pianisten selbstverständlich ausgenommen — und dort eingetret, wobei sie gehört: ins Gebiet der ungetauften Pflanzungen.

Aber auch in der Musikproduktion, die man in der Musikgeschichte der Völker als bedeutend zu behandeln pflegt, ist es um die des britischen Empires recht dürftig bestellt. Wie auf allen Lebensgebieten, in der Geschichte der großen Entdeckungen, in der Kolonisation und Weltgeltung haben es die Herren auf ihrer Insel immer weitaus besser verstanden, die Werke anderer Völker zu genießen und sich nutzbar zu machen, als selbst etwas Brauchbares und Gütliches auf die Weite zu stellen. Vor allem waren es auf dem Gebiet der Musik die deutsche, von der man vor 18. Jahrhundert als auf dem englischen Gelände lebte.

Was England in den ersten Anfängen seiner Musik, einer im Kanon und mehrstimmigen Gesang als höchster Ausdrucksform sich feiernden Komposition schuf, ist bald aufgezehrt. Wie auch in anderen Nationen empfing diese Musik des 15. und 16. Jahrhunderts in England ihre Anregungen aus dem kirchlichen Gemeinschaftsleben. In der Motette und Messe als musikalischer Form sich ausdrückende Kompositionen enthielten die Madrigale erlangten, die in einem gemächlichen Form in der höchsten Sozial- und literarischen Kammermusik zu zentralen das einzelne Eigenheitsgefühl und Originalität in der englischen Kompositionsgeschichte bleiben. Als in den anderen Ländern vor allem in Italien und Deutschland nach diesen ersten Anfängen das Musikschaffen der großen Individualitäten der großen Meister beginnt, die nun Werke von zeitüberdauernder Gültigkeit schaffen, schmelzt in England das Sängers Köstlichkeit oder spielt etwa das gleiche Lied. Wenn vorher noch wenigstens einige Namen wie Robert Fayrfax, der erste englische Domesday des 16. Jahrhunderts, und aus dem gleichen Zeit Thomas Tallis und sein Schüler William Byrd, später dann, als die Oper eintrat, bald verklingende Musiker macht, ein Mann wie Henry Purcell zu nennen sich verlohnte, so läßt die spätere Zeit ein völliges Verarmen der Musikproduktion erkennen. Wohl seien sich noch Ansätze aus den kirchlich-dramatischen Spielen und aus den Vergnügungen aller Art nie abholenden englischen Gesellschaft entworfenen Maskenspielen so etwas wie eine Oper zu entwickeln, aber es bleiben mehr Versuche, als man sich zu bedeutenden Werken wie beispielsweise die Italianen aufschwingen kann.

Als nun die englische Nation ein alles, ihr selbst geläufiges Lied, das auf allen Lebensgebieten Gültigkeit hat, das auch schon so ziemlich alle Völker zu hören bekommen haben, nach dem man sich alle, was man selbst nicht hat, bei anderen Völkern holte. Man nennt diese Tätigkeit in der englischen Regierung immer mit anderen Namen, indem man bald von Kulturierung, Kolonisierung, bald von Missionierung u. a. m. spricht, und meint damit immer eher Nehmen als Geben. Das Empire, in dem von den führenden Schichten Dombesammler, Seeräuber, Piraten und Gewalttätiger aber niemals musikalische Menschen ertragen worden waren, weil mit einer solchen Tätigkeit der großen Gesellschaft zu machen war, nahm auch in der Musik vornehmlich von den Nationen, bei denen sich aus eigener Kraft die Musik weiterentwickelt hatte und unentbehrliche Werke großer Meister gemachten waren. Sie nahmen das, was sie brauchen konnten. Man machte Anleihen bei den im Dornschiffen führenden Italienern, indem man zunächst italienische Opern ins Englische überleitete.

Als in Deutschland ein Bach und ein Händel, um nur ein paar Namen anzu führen, aus großer Meister zu nennen, aufzuwachen und ihre von tiefer Gläubigkeit getragenen Werke zu schaffen begannen, mit denen sich dem Völkern schafften neues Leben einzuhauchen und es zu neuen Aufgaben vortrieben, bleiben in England alle Regierer stumm. Und als Meister Händel den arbeits Teil seines so reichen schöpferischen Lebens in London verbringt, beginnt damit eine Vorherrschend deutscher Musik auf der Insel, die bis zur Gegenwart nie wieder abgelöst wurde. Ein Blick auf die englischen Konzert- und Musikantprogramme von heute ist der beste Beweis für diese Tatsache, und ein großer englischer Dirigent wie Thomas Beecham hat auch immer den Mut gehabt, dies gegen alle diese offen einzugestehen. Man lebt an der Londoner Oper von Gluck, von Mozart und auch von Wagner, wenn man ihn jetzt auch als „Raffinomanie“ getrieben hat. Englischer Musikschaffens bildet sich an den arden der deutschen Meistern, die ebenso auf den Programmen der großen Konzerte wie der Kammermusik leben. Doch damit noch nicht genug. Der Einfluss deutscher Meister geht noch viel weiter. Joseph Haydn schenkt dem englischen Volk die Melodie zu seiner Nationalhymne, und ein Jahrhundert vorher bricht der Deutsche Thomas Tallis durch die Violin in England Bahn. Wie ins Englische Johann Sebastian Bach im 18. Jahrhundert einen neuen Melodienstil erhält. Ja selbst das englische Militär marschiert nach den Klängen deutscher Märsche, weil aus seinen eigenen Reihen kein Marschaut wuchs.

Der Marsch der Grenadier Guards wurde von Händel geschrieben. Wenn einst das King's Royal Rifle Corps den Jägerchor aus Webers „Freischütz“ als seinen Marsch anah, so erklingt ihm heute „Südwins wide verwegene Jagd“ als Weiblich, und die Goldstream Guards marschieren nach Worten aus Mozarts „Amaro“. Dilete diese Liebe sich durch deutsche Dirigenten, durch die Namen anderer berühmter Komponisten, aber nicht durch die englische Parlamentarier, die ihren durch ihren Volk von einem gegen den deutschen Barbarismus notwendigen Krieg zu schwören, will man begrifflichweise von dieser völligen Unselbständigkeit und Abhängigkeit englischen Musikschaffens von dem deutschen nicht wissen. Wo man es aber notgedrungen zugeben muß, sucht man es zu hupantellen, als ob deutsche Musiker sich dem harmlosen Inselbewohner aufgedrängt hätten, und als ob eben in England ein so reiches Musikbedürfnis immer vorhanden gewesen sei, daß man zu seiner Befriedigung schon die unfruchtlichen Musikwerke aller Nationen habe einlesen müssen. Thomas Beecham, der arde englische, auch in Deutschland gefeierte Dirigent, dem das englische Konzertwesen zahlreiche, für ihn opfervolle Anregungen verdankt, spricht einmal selbst über das Musikbedürfnis seiner Landsleute: „Aber ich habe mich durchaus nicht etwa auf das Konzertwesen beschränkt, sondern viele Opernunternehmungen gegründet. Ich kann wohl behaupten, daß ich dabei ein Vermögen einbüßt habe, denn ich habe durchaus nichts Neues felt, wenn ich saae, daß es nicht leicht war, meine Landsleute in dem wünschenswerten Maße für die Oper zu begeistern. Ich misshandelt ich in häufigeren Fällen, insonderheit kam es auch vor, daß ich die Zahl der Zuhörer an beiden Händen abzählen konnte.“

Heute tut man aus einer Heintilchen, natürlich auch vom Reich des hier weniger mit Reichstümern Gelegenen bestimmten Geschäftigkeit, so, als ob deutsche Musiker sich immer hätten gedrückt fühlen können, in England vor der Elite eines musikalisch gebildeten Substrums ihre Werke aufgeführt zu sehen. In Wirklichkeit aber tritt man in England auf sie und auf die anderen Nationen zurück, weil sonst die Instrumente aller englischen Musiker hätten schmecken müssen. Wenige Einflüsse haben das auch heute nicht verdrängt. Die Zuhörer auf der Insel werden aus einem Laute einlesen lernen, wenn die Dabackinane des Herrn Churchill und seiner modernen Sangesstätten verstummt sind.

Mozarts Osterreich

Von Lola K. Wachter

Es ist wenig bekannt, daß eine der ältesten Kompositionen des kleinen Mozart auf Osterreich ausgeht.

Damals war er ein kleiner, äußerst lebhafter Junge, der mit seinem Gang zum Scrumtollen seinen Vater oft in bester Verlegenheit verließ. — Eines Tages, knapp vor Dtern, hatte es wieder mal großen Krach gegeben. Nachdenklich ging der kleine Wolfgang herum und zerbrach sich den Kopf, wie er den Vater verdröhnen könnte.

Schließlich fand er in der Küche eine Anzahl schöner weißer Eier, die von der Mutter zum Frühstück bereit gelegt worden waren, und ein genialer Gedanke kam ihm. „Es ist mir einfallen gekommen“, dachte er, „wenn ich immer damit und schließlich eine meiner ersten Kompositionen, ein kleines Lied auf die beiden. Amvovoll lösen die Noten auf den gemauerten Säulen, und ein selbstgedichtetes Lied war sein äußerlich darunter geschrieben. — Dieses Geschenk Wolfgangs hatte bei seinem Vater natürlich

Die rote Fette

Von Erna Meyer-Koenig

„Sie ist kräftig und lammfromm“, sagte der Major, „ein gutes Gebrauchspferd.“

Die Bäuerin hand am Hofort und sah der Fette nach. In der Wegregung blieb das Tier zögernd stehen und wandte den Kopf, so daß die dreite, weiße Fleck leuchtete. Aber der junge Soldat redete ihr auf zu, und so aima sie mit.

Drei Tage später hand sie frühmorgens vor der Stalltür. Und als der Bauer sich öffnete, ging sie in ihren Stall. Das weiße Maul fuhr hüben die blaue Kränze entlang. Großkopf hatte ein verzerrtes Gesicht um die Lippen, als er ihr das Futter einfüllte. Bestimmt freudig er den ledig glänzenden Hals und lauride dankbar dem geruchlosen Mahlen der Pferdeäpfel. Dann schloß er den Stall hinter sich ab, hefte den Schlüssel in die Tasche und machte sich auf den Weg.

Als er über die lange Sandstraße klopfte, überleitete er, was er dem Major lassen wollte. Alle Worte schienen ihm zu dürr, um das auszudrücken, was er dachte. Und das wenige, das ihm wert schien, achtet zu werden, hatte er vergessen, als er vor dem Offizier stand.

„Unzuverlässig ist Ihr Pferd“, sagte der „nicht zu gebrauchen, beim ersten Einpinnen schon ist er abgebrannt und stand nicht, bevor der ledige Wagen im Graben lag. Am Stall hat er alle Pfanzerbäume zerfressen und sein Futter nicht angerührt. Eine Schande ist das!“

Der alte Großkopf spürte schmerzhaft den Schlag seines Herzens. Er begriff nicht ganz, was hier vorgegangen war, aber es rihte ihn tief. Fette, kleine lammte Fette, hatte gemeutert, und er konnte sich nicht einmal hüte darum sein. Wüßig hob er den Kopf und sagte fest: „Der Major, das Pferd ist in seinen alten Stall zurückgelassen. Lassen Sie ihm die Heimal! Die arme Kreatur versteht ja nicht, worum es geht. Ich werde ein Ersatzpferd kellen!“

Einen Augenblick schmeig der Major und sah den Bauern prüfend an. Die klaren hellen Augen wurden auf einmal dunkel und verkleinert, sie hatten so vieles im Leben gesehen und sich immer bemüht, über den Buchstaben hinaus das Lebendige zu finden. Darum sagte der Major: „Sie sollen ihren Willen haben. Es darf ja nicht nur Soldaten und Soldatenpferde geben, auch die Heimat braucht jemanden, der sich für sie einsetzt, der sie treu ist — wie Ihre rote Fette.“

„Nur ein Pferd“, wiederholte Großkopf, „Bereit nicht, daß sie zum Hof geht, daß sie niemals widerpenig gewiesen ist. Vom Morgen bis zum Abend hat sie gewartet, für ihre Heimal, wo sie geboren ist. In all den Jahren hat sie nicht eine einzige Nacht in einem fremden Stall gefanden. Versteht du denn nicht, daß sie es nicht ertrüge, in der Fremde zu sein?“

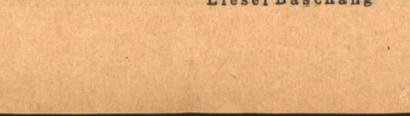
„Sie ist alt.“ Die Bäuerin wollte noch viel mehr sagen, aber Großkopf fuhr dazwischen: „Die Fette geht mir nicht vom Hof!“

Er wandte sich um und rief mit einem Rud die Tür auf, laut dröhnten seine Schritte über die Diele. In diesem Abend verdrubelten die Kartoffeln auf dem Feld, der Bauer hatte andere Sorgen. Er stapfte durch den sinkenden Abend, und seine Zähne waren so fest aufeinander gebissen, daß sich zwei tiefe Falten um seinen Mund gruben.

Am nächsten Morgen ging die Fette doch vom Hof. Eine Kommission war gekommen, die Herren standen im leise rieselnden Regen auf dem Kopfplaster und mühten die Pferde.

Osterblumen

Harte Hände, erdiggrau
Wachten treulich uns zu pflegen
Wachten zärtlich und genau
Ueber jedes leise Rezen.
Aufwärtsstreben und Erblühen —
So und so reden wir uns heute
Leuchtendweiß und gelb und grün
Ganz erfüllt von Daseinsfreude!
Ja, wer wollt nicht fröhlich sein,
Wenn so hell die Sonne lacht —
Kleines Blumenschwesterlein
Bist du auch erwacht?
Liesel Baschang



Spiele zu Ostern

Von Lothar Konstantin

Das Oster-Ei gilt seit unrafter Zeit bei vielen Völkern als das Sinnbild der Fruchtbarkeit.

Die ersten farbigen Osterreich findet man um 1600 in Osterreich und die Brände, die sich um die bunten Dinger entwickeln, besaßen immer das Spiel zwischen Mann und Frau, das schließlich als Ziel die Ehe hat.

Bei den „Eierfeiern“ gibt es immer Wettkämpfe um das bunte Ei, mit dem zugleich der Sieger auch das Mädchen eringt.

Eine ganz große Rolle spielt dabei immer auch das Heiratsspiel. In Süddeutschland, Brandenburg und Westfalen, auch an der Nordsee spielt man gerne das sogenannte Eierballspiel. Dabei werfen die Mädchen fünf bis vier kleine Bälle jenem Mädchen zu, das sie zur Frau begähren. Frägt es den Ball und wirft es zurüch zurück, bedeutet das die Zustimmung. Wirft es den Ball einem anderen zu, muß sich der erste mit einer Absage bescheiden.

In der Eifel wieder herrscht die Sitte, daß die jungen Mädchen ihren Wirlchen ein Körbchen mit Eiern bringen. Je nach dem wieviel darin sind, fällt die Antwort aus. Vier Eier bedeuten ein „Nein“, während sechs eine zugabende Antwort sind. Zwei Eier aber bedeuten,

daß sich das Mädchen über den Bewerber lustig macht und gar nur eins, daß es nichts mit ihm zu tun haben will.

Reizend ist der süddeutsche Brauch zu Ostern dem Verehrer, der ein Mädchen das ganze Jahr umwoorden hat, mit einem Ei, auf dem ein Spruch steht, zu antworten.

„Daß ich Dir treu, sagt Dir dies Ei“, las ich in schwarzen Buchstaben auf einem wunderschönen rotaroten Ei, um das sich eine funivoll gemalte Girlande schlang. Und auf einem anderen, blauen, in weicher, Schrift, mit zwei schwebenden Färbchen darunter: „Daß ich Dich liebe, frage dies Ei.“ Das ist Dir sende in Vieh und Treu.“ Bei frage dies Ei.“ Das ist Dir sende in Vieh und Treu.“ Bei frage dies Ei.“ Das ist Dir sende in Vieh und Treu.“

Am nächsten Morgen ging die Fette doch vom Hof. Eine Kommission war gekommen, die Herren standen im leise rieselnden Regen auf dem Kopfplaster und mühten die Pferde.

Das Oster-Ei gilt seit unrafter Zeit bei vielen Völkern als das Sinnbild der Fruchtbarkeit.

„Oll Berend“ säubert das deutsche Meer

Das Lebensdrama eines lange vergessenen deutschen Seehelden

Von Berend Karpfanger, dem großen Hamburger, hat ein alter Admiral den Namen. Das Schiff, das er geleitet hat, ist die größte Tragat gewesen, im alten Deutschland gebaut zu haben.

Ein bitteres Wort von unerschütterlicher Wahrhaftigkeit. Denn abgesehen von der Anhänglichkeit, die die Stadt Hamburg ihrem tapferen Sohn bewies, gab es über die ersten maritimen Fahrten hinaus kaum jemanden, der überhaupt etwas von Karpfanger wusste. Während sich die tatendürftigen deutschen Jünglinge an die Seeerzählungen des britischen Kapitäns Marriot klammerten, um wenigstens etwas von großer Fahrt zu hören, blieb das große Volkstum von Berend Karpfaners Kampf und Dasein für Deutschland ungeschrieben. Und dabei war dieses Leben so außerordentlich, daß es Stoffe in reichlicher Fülle für den Historiker, den Dichter und den Jugendschriftsteller lieferte. Das werden schon die wenigen Szenen beweisen, die wir hier bringen.

Hamburg ist es gewesen, das Karpfanger seine beiden ersten Fregatten „Wappen von Hamburg“ und „Kaiser Leopoldus“ amnestraute. Aber niemals hat der Admiral der Hansestadt seine Aufgabe in kleinstem Partikularismus gesehen. Das beweist er an dem Tage, als 1681 die spanische Silberflotte den türkischen Korlären in die Hand fällt. Während der allerschlimmsten Ludwigs in Paris seine Krone zum Sultan spinn, pakt Karpfanger mit einer einzigen Fregatte den Gegend an und entwirrt ihm die Beute. Die befreiten Spanier geleitet er forsalam in die Heimat, und die türkischen Gesandenen sind willkommenes Bescheid für deutsche Seeleute, die oft seit vielen Jahren draußen in der Sklaverei der Barbaren und Persen sitzen. Am erstenmal bekommen die Freireisenden zu spüren, daß ihr Menschenhandel seine zwei Seiten hat.

Der Admiral bleibt an Bord

Als 1688 das Admiralschiff „Wappen von Hamburg“ wieder einmal die Vaterstadt verläßt, da steht der Kommandierende in tiefem Sinnen auf dem Mast. Vange noch bleibt er auf die Türme Hamburgs, auf die grünen Höhen des Elbufers. Und als dann der Seewind das gute Schiff packt, sieht Berend Karpfanger noch einmal den Schauplatz seines Sieges über die Franzosen.

Vielkalt sind die Aufgaben des Admirals auf diesen Fahrten. Er trägt die Verantwortung für die Kauffahrer, er sammelt und entläßt sie nach den Häfen, er achtet auf die Feinde und hält sein Kriegsschiff immer kampfbereit. Und abends noch schreibt und liest er die Briefe an die Admiralsität und den Senat, wenn endlich einmal wieder der Augen Grund gefast hat in einer Nacht. So ist es auch in Gads an einem Oktobertag 1688. Das Schiff ist ganz still. Auch drüben in der spanischen Stadt ist alles Leben erloschen, nach einem lauten und lärmenden Herbsttag. Zuweilen huschen die Schatten der Deckwächter an Karpfangers Vorüber.

Plötzlich aber ist der Teufel los auf dem „Wappen von Hamburg“. „Brand im Schiff“, schreit eine Stimme, und der Admiral erfährt, daß im Dellenat das Bordgut in hellen Flammen steht. Kommandorufe bringen die Mannschaft an Deck. Mit Blitzen und Eimern wird der Kampf aufgenommen von den verschiedenen Trupps, aber das Feuer greift mit rasender Eile um sich. Immer arder wird die Gefahr, daß die naheliegenden Pulvermagazine in die Luft fliegen. Noch ein letzter Vorstoß wird unternommen, dann befehligt Karpfanger — so ruhig wie immer — der Mannschaft, in die Boote zu gehen. Ehe noch fünf Minuten verstrichen sind, können die Jollen und Vedbote zu Wasser verlassen werden. Keiner achtet darauf, daß der Admiral fehlt. Mit raschem Atemschlagen brinacn sich die Boote in Sicherheit, ehe — genau um Mitternacht — die große Explosion erfolgt.

Am nächsten Morgen wird Karpfaners Leiche aus der Wucht geborgen. Er ist auf seinem Platz abgeblieben bis zuletzt; die Explosion seines Schiffes hat den Toten über Bord gefegt. Und als sie ihn dann bei Punta zur Ruhe bestatten, am Strand des Atlantischen Ozeans, da trauen den großen Deutschen zwölf Kapitäne zu Grabe. Eitel Kaper.

In jenem Jahrhundert, da mittigen England und Holland in furchtbaren Viertageschlachten um die Seeherdschaft acunagen wird, steht es um die maritime Bedeutung des zerriffenen und verarmten Deutschland traurig aus. Eine Flotte besitzt das „Heilige römische Reich“ überhaupt nicht; in Wien lächelt man nur, wenn wieder einmal die beraubten und ausgenutzten Kaufherren des Nordens die Habsburger Hofkanzlei beschmören, sie gegen die Piraterie der Engländer und Franzosen zu beschützen. Wüsten denn diese Herren nicht, daß die Wiener Hofburg schon froh ist, wenn sie wenigstens in den eigenen Hausländern so etwas wie eine Ordnung hält? Deutsche Schiffe sind freiwild auf der See, damit haben sich die Verächter um den Kaiser Ferdinand und Leopoldus längst abgefunden.

Als erst in Münster und Snabrück der Weltfällige „ewige Friede“ deutscher Dünmacht geneigt und acesendet ist, da fühlen sich die Herren Freireisenderkapitäne mit den Kapverdiefern der britischen und allerdrüfflichen Welt fast doppelt mutig. An der Nordsee halten ruffliche Korlären ihren Fischau, und der Ton ist genau zu berechnen, da die letzten wagemutigen Deutschen den Seehandel aufgeben werden.

In diesen Tagen nun schreibt die Stadt Hamburg zur Selbsthilfe. Sie rüft Beaufschiffe aus und lücht sich die Männer, die mit dieser kleinen Flotte den künftigen Seeeräubern mutig entgegenzutreten wollen. Und da trifft es sich aut, daß ein junger Hamburger — Berend Karpfanger — sich vorabend in eine gute Lehre begeben hat. Dell leuchtet in diesen Tagen der Stern des Mittel Adriaenszoon de Munter, der es vom Wiffinger Bauernjungen zum Admiral der Generalstaaten gebracht hat. Ein wahres Reibstien kann dieser Sohn eines abgewanderten, armen Vandsknechts sein, wenn es die Mannszucht erfordert. Aber hinter der harten Schule stecken viel Herzensgüte und ein geübter Blick für alle verdeckten Talente.

Als eines Tages der Hamburger Walfängermaat Karpfanger zu ihm kommt, da nimmt er ihn gern in seine Dienste. Sieben Jahr hindurch ist der Hamburger in der Lehre des großen Seehelden; er wird sein Freund fürs Leben und sein Vertrauter. Und als 1692 die Stunde kommt, da Hamburg einen Kapitän für den Kriegsdienst sucht, kann der erfahrene Mann bernsthat seine Aufgabe geben.

Die Dänktirgner greifen ins Wespennest

Vor der Eibminndung halten unermüdlich die Freireisender Wache. Nicht nicht auch ein guter Fischer immer Fanggründe, die die besten Ausbeuten versprechen? Und die Jagd auf die Deutschen ist in mancher Hinsicht noch schöner als das Belauern der spanischen Silberflotten, die ja immer durch Kriegsschiffe geleiitet werden. Die Färfen zum Beispiel holen sich hier nicht nur die Ware, sie machen nachher in Alger noch die größten Geschäfte mit den Sklaven, die sie gefangen haben. Und diese Sklaven werden immer häßlicher, seit man ein Strafgericht des Reiches nicht mehr zu befürchten hat.

In ganzen Rudeln kommen auch Französisch Piratenschiffe zur Untereibe. Von Dänktirgern ist der Admarat nicht weit, und im übrigen macht sich ja die Meie wirklich bezahlt. Jahr für Jahr hat man Beute gemacht, und längst ist jede Furcht vor Vergeltung verschwunden.

Wieder einmal liegen also fünf Dänktirgner Korlären draußen bei den großen Sänden der Außenelbe, als da richtig eine un-absehbare Reite von fünfzig Hamburger Walfängern mit reicher Beute heimkehrt. Walf höhen die Jünger Jean Bart's vor und fordern die Uebergabe. Aber da schiebt plötzlich eine wohlbedachte Fregatte heran. „Kaiser Leopoldus“ heißt sie, und ihr Kapitän ist Berend Karpfanger. Ehe sich noch die Seeräuber richtig von ihrem Schreden erholt haben, hat er ihnen einige Beifreien hinter, die den Schmeißer alle Eire machen. Immerhin steht die Sache kritisch genug für die Hamburger, denn die fünf schwerbewaffneten Korlärenschiffe sind denn doch eine gewaltige Uebermacht für Karpfanger. Aber er läßt sich nicht beirren; er distiert mit einer stürmischen Attacke die Gejehe des Handelns und schiebt zwei Dänktirgner so rasch zusammen, daß die drei anderen französischen Schiffe schleunigst ausweichen. Die beiden wadwunden Wegalagerer versinken dort, wo viele Jahre hindurch allein ihre Flagge herrschte.

Die Silberflotte wird befrist

Rängt ist Berend Karpfanger vom Hamburger Senat mit dem Admiralsstab und einem silbernen Regen geehrt worden. In den deutschen Seeherden ist er schon zu einer fast sagenhaften Gestalt geworden. Wo Seeleute beieinander sitzen, erzählen sie mit leuchtenden Augen davon, wie „Oll Berend“ beim Kap Sankt Vincent die gefährlichste türkische Piratenflotte zusammenfing und wie er immer wieder die hanftigen Kaufherren über zur Eibe geleitet hat. Sie alle fühlen, daß in dieser Stunde sich das ganze Reich zusammenfinden müßte, um dem großen Seehelden eine Flotte zu geben, die für immer Deutschlands Geltung auf See sichern würde. Und sie großen den schlammigen Hofkriensräten Habsburgs, die immer noch blind und taub durch die Zeit laufen.

den Senat, wenn endlich einmal wieder der Augen Grund gefast hat in einer Nacht. So ist es auch in Gads an einem Oktobertag 1688. Das Schiff ist ganz still. Auch drüben in der spanischen Stadt ist alles Leben erloschen, nach einem lauten und lärmenden Herbsttag. Zuweilen huschen die Schatten der Deckwächter an Karpfaners Vorüber.

Plötzlich aber ist der Teufel los auf dem „Wappen von Hamburg“. „Brand im Schiff“, schreit eine Stimme, und der Admiral erfährt, daß im Dellenat das Bordgut in hellen Flammen steht. Kommandorufe bringen die Mannschaft an Deck. Mit Blitzen und Eimern wird der Kampf aufgenommen von den verschiedenen Trupps, aber das Feuer greift mit rasender Eile um sich. Immer arder wird die Gefahr, daß die naheliegenden Pulvermagazine in die Luft fliegen. Noch ein letzter Vorstoß wird unternommen, dann befehligt Karpfanger — so ruhig wie immer — der Mannschaft, in die Boote zu gehen. Ehe noch fünf Minuten verstrichen sind, können die Jollen und Vedbote zu Wasser verlassen werden. Keiner achtet darauf, daß der Admiral fehlt. Mit raschem Atemschlagen brinacn sich die Boote in Sicherheit, ehe — genau um Mitternacht — die große Explosion erfolgt.

Am nächsten Morgen wird Karpfaners Leiche aus der Wucht geborgen. Er ist auf seinem Platz abgeblieben bis zuletzt; die Explosion seines Schiffes hat den Toten über Bord gefegt. Und als sie ihn dann bei Punta zur Ruhe bestatten, am Strand des Atlantischen Ozeans, da trauen den großen Deutschen zwölf Kapitäne zu Grabe. Eitel Kaper.



„Was gibt's denn hier?“ „Hier?! — Hier können Sie mal für'n Groschen telefonieren!“ Cheru-Müller (Scherl-M.)

Olga Tschechowa

Ein Künstlerleben, erarbeitet und erkämpft — Die erste Berührung mit der Kunst Als Flüchtling in Berlin — Aufstieg bei Bühne und Film

Ein Journalist richtete im Film-Atelier an Olga Tschechowa die Frage: „Wie machen Sie es eigentlich, anädige Frau, daß Sie immer so gut erhalt aussehen?“

„Ganz schnell und selbstverständlich erhalte ich darauf die Antwort: „Die Maßnahmen sind für mich keine Last, sondern eine Lebensfreude. Ich bin viel lieber in den Ateliers und arbeite an einem guten Film, als daß ich irgendwoanders ein sogenanntes Privatleben führe. Sie können es mir glauben, meine Arbeit macht mir wirklich Freude.“

Die Schönheit, die Olga Tschechowa ausstrahlt, ist eine befezte, durchgeiffigte Schönheit, und sie hat sicher recht, wenn sie als das Geheimnis ihres Aussehens ihre Arbeitsfreude bezeichnet. Eine Arbeitsfreude allerdings, die nicht nur in der Freude am Spiel, sondern auch noch mehr vielleicht in der Beschäftigung mit allen Dingen des Arbeitslebens ihren Ursprung hat. Und Frau Tschechowa ist nicht nur als schön und geistreich bekannt, sondern auch als allgemein beliebt. Wer Olga Tschechowa als Künstlerin und als Mensch kennt, wird darüber nicht besonders verwundert sein. Olga Tschechowa ist eine Künstlerin von hohen Gaben, aber vor allem ist sie ein selten natürlicher, bezaubernder Mensch, der niemals seinen Eindruck auf die Umwelt verfehlt, vielleicht, weil sie am meisten von allen durchgemacht hat und durch die härteste Schule des Lebens ging.



Ein elegantes Paar Carl Ludwig Diehl und Olga Tschechowa in dem Tobis-Film „Der Fuchs von Glenarvon“, der demnächst seine Uraufführung erlebt. (Tobis, Zander-M.)

Olga Tschechovas Vater war einer der berühmtesten Ingenieure des zaristischen Russlands, der ebenso durch seine Tüchtigkeit im Baufach, wie durch sein Mäzenatentum bekannt war. In seinem Haus sammelte sich die Elite von Kunst und Wissenschaft, die Spitzen der Gesellschaft im Vorkriegsrußland gaben sich dort ein Stelldichein, und die kleine Olga wuchs ganz von selbst in ein glänzendes, zeitlich hochstehendes Milieu hinein. Monatelang war sie auf den herrlichen Landgütern ihres Vaters im Kaukasus. Zusammen mit ihren Geschwistern lernte sie dort die Natur von ihrer allerhöchsten Seite kennen und lieben. Es schien, als würde die kleine Olga ein unentwegt sorgloses, von den herrlichsten Gütern des Lebens verhöntes Dasein führen können.

Aber da kam der Umschwung in Rußland, und Olga Tschechowa, die gerade eine kurze Ausbildung als Bildhauerin und Schauspielerin hinter sich hatte, gelangte nach monatelangem Herumirren auf den Umweg über Konstantinopel und den Balkan in das Deutschland der Nachkriegszeit. Berlin und verloren stand sie im großen Berlin der beginnenden Inflation. Ihre ersten ernt gefälltere Ehe war auseinandergerissen, sie mußte für ihr Töchterchen Ida, aber auch für ihre Mutter und Schwester mitforgen. Mit Zeichnungen für Zeitschriften und Bettungen begann sie zunächst ein etwas planloses Erwerbstätigkeit, schließlich aber gelang es ihr, in einem russischen Theater als Schauspielerin anzukommen. Damit begann

Olga Tschechowa in der Hauptrolle des Films „Lelandschaft“ Siegel Monopolfilm (M)

schäften: Als Gloria in dem Tobis-Film „Fuchs von Glenarvon“, wo Carl Ludwig Diehl und Ferdinand Marian ihre Gegenspieler sind, hat sie das Schicksal einer Frau im trüben Freiheitstempel zu gestalten. G. B. Heinrich.

Köpfchen! Köpfchen!

Osterfreude

Auf jedem Ei befindet sich ein fünfbuchstabiges Wort unterschiedener Bedeutung. Die zwei nicht sichtbaren Buchstaben werden der Reihenfolge nach in die unter jedem Ei befindlichen zwei Felder eingetragen. Bei richtiger Lösung ergeben die Felder von links nach rechts gelesen einen Spruch.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
E	A	E	O	R	E	P	D	E	M
IS	UE	CH	BL	PS	IL	IA	EN	AT	IL
[Illustration of rabbits]									
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
S	T	S	C	A	X	N	H	B	K
IE	OL	EE	TH	LB	AS	IR	AF	AE	ER
[Illustration of chickens]									
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
M	A	B	D	G	A	N	B	E	D
AL	BO	DE	AS	IE	EL	EE	ML	AE	LO

Bedeutung der Wörter: 1 Grünflügel, 2 deutsche Pflanzart, 3 Waffler, 4 Armeeführer im Weltkrieg, 5 Auszeichnung, 6 Vorräum, 7 topfloser Schred, 8 Tageszeit, 9 Tierkörper, 10 Getränk, 11 Metall, 12 Stadt in Pommern, 13 großer Mensch, 14 Fluß in Italien, 15 Wundheilmittel, 16 griechische Insel, 17 Teil des Kopfes, 18 Futtermittel, 19 Gegerät, 20 Malerfarbe, 21 afrikanisches Säugetier, 22 Musikinstrument, 23 Gebäck, 24 Schneidgerät, 25 Dankschreiben, 26 Schneidgerät, 27 Menschenaffe, 28 Gewächs, 29 Trinktisch, 30 Stoffart.

Oster-Silbenrätsel

a — a — ar — be — her — bur — her — ger — da — bi — don — e — ei — en — er — fant — fo — ge — ger — go — go — i — in — ist — torb — fro — fus — fus — la — le — le — lei — löf — mas — nah — ne — ner — ni — no — nis — pran — ra — ra — ra — re — rel — ri — rich — rih — rind — ro — sa — tau — to — to — ut

Aus diesen 55 Silben sind 21 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____
21. _____

1 häusliches Hilfsmittel, 2 verhorbene Schwedische Dichterin, 3 Papageienart, 4 männlicher Vornam, 5 Beduinen-Mantel, 6 Säugetier heißer Länder, 7 Fluß in Italien, 8 Behälter für Fruchtschneider, 9 Bitterungserregung, 10 weiblicher Vornam, 11 selbstthätiger Mensch, 12 Frühlingsblume, 13 Oper von Verdi, 14 Volk in Vorder-Asien und Afrika, 15 schmackhafter Fisch, 16 Zahlwort, 17 Land in Asien, 18 Singstimme, 19 Kofelnam eines Vornamens, 20 Stadt in Spanien, 21 Teil des Schwerts.

Zusammensetzerätsel

Alten — Arm — Baum — Berg — Drei — Frucht — Eis — Gras — Gries — Klub — Krug — Mai — Mappe — See — Sessel — Stein

Sehe je zwei der obenehenden Wörter zu einem Hauptwort zusammen. Die Anfangsbuchstaben nennen nach entsprechender Ordnung der gefundenen Wörter ein wichtiges Schuggerät.

Wer hat richtig erraten?

- Wahnenrätsel, Waagerecht: 1 Ahal 4 Darm, 12 Rie, 16 nie. — Schwach nach links: 1 Ase, 2 Salm, 3 Str, 7 Watt, 11 See.
- Silbenrätsel, 1 Nadelstein, 2 Anterette, 3 Chamois, 4 Nolemarie, 5 Zierstein, 6 Ghini, 7 Zecroie. — Nachrichtendevot.
- Wahnenrätsel, Waagerecht: 3 Alp, 5 Uim, 6 Ar, 7 Dier, 8 Ei, 9 Mott, 13 Wochin, 16 Nomaad, 17 Rad, 18 Voi. — Senkrecht: 1 Barn, 2 Emen, 4 Wo, 5 Br, 9 Mus, 10 Zou, 11 Wund, 12 Aien, 14 Ter, 15 Kat.

Darüber lacht der Soldat



„Wie groß sind Sie, Lemke?“ „Zwei Meter sechs, Herr Feldwebel!“ — „Donnerwetter! und was sind Sie in Zivil?“ — „Auch zwei Meter sechs, Herr Feldwebel!“

Früher spielen Mädchen mit Puppen und Knaben mit Soldaten. Später spielen Mädchen mit Soldaten und Knaben mit Puppen.

Zeichnungen: Geis-Lindenverlag



„Wer war denn das, Fritz, den du da eben gegrüßt hast?“ „Ein General!“ „Ach, mit so hohen Herren verkehrt du!“ („Die Wehrmacht“)

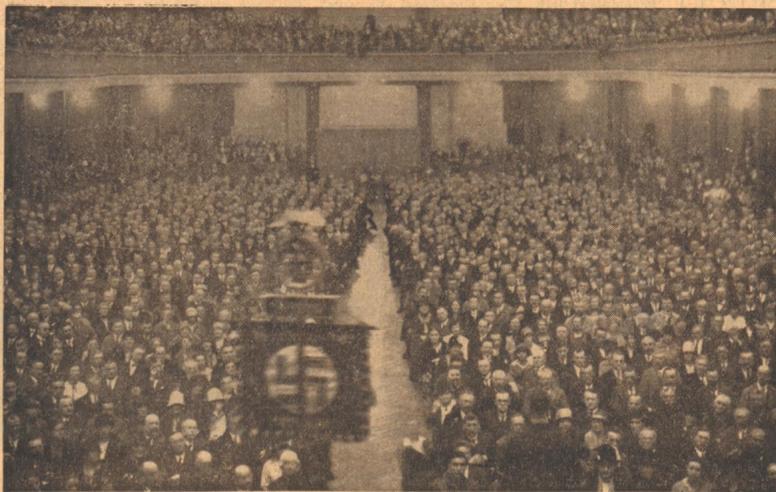
15 Jahre Gau Baden der NSDAP.



Feier am Grabe Albert Leo Schlageters in Schönau im Wiesental am 31. Mai 1925. Rechts im Vordergrund Gauleiter Robert Wagner (mit Windjacke und SA-Mütze).



Weihe der Fahnen auf dem „Deutschen Tag“ in Karlsruhe am 30. August 1925. Vor den Fahnen stehend in der Mitte Gauleiter Robert Wagner. Daneben die Parteigenossen Berckmüller und Marschall von Bieberstein.



Der Führer spricht erstmals in der Gauhauptstadt Karlsruhe. Blick in die Städtische Festhalle bei der Gaukundgebung am 3. März 1928 während der Eröffnung durch Gauleiter Robert Wagner. Im Vordergrund die älteste SA-Standarte Badens.



Reichsführer-SS Himmler bei einem Kameradschaftsabend der Karlsruher SS im Kampfjahr 1930. Sämtliche Aufnahmen: Bruno Wiesener, Pforzheim



Zeugen
deutscher Kultur
im ehemaligen Polen

Links: Selbst in Lublin, einer der östlichsten Städte des Generalgouvernements, sieht man im ehemaligen deutschen Viertel diesen Turm, ein Wahrzeichen typisch deutschen Bauschaffens, wie seine Brüder in Nürnberg und anderen alten deutschen Reichsstädten.



Der alte Marktplatz in Warschau zeigt in seinen Grundformen alle Merkmale eines deutschen Städtebaues. Das zweite Haus von links ist ein besonders eindringliches Wahrzeichen deutscher Kultur, es ist das alte Fuggerhaus. Aufnahme: Agentur Mors



Das Rathaus in Sandomierz



In Sandomierz, mitten im ehemaligen Polen, ragt dieser echt deutsche Wehrturm empor, ein Wahrzeichen deutschen Städtebaues aus dem 12. Jahrhundert.

Aufnahmen: Rösner-Krakau (3)



Im Nationalheiligtum der Polen, dem Wawel zu Krakau, gilt dieser herrliche Katakomben aus dem Jahre 1492 als eines der kostbarsten Kunstwerke. Er stammt von keinem Geringeren als dem Deutschen Veit Stoss aus Nürnberg.

Links: Im Herzen Warschaws steht das Denkmal des großen deutschen Astronomen Nikolaus Kopernikus, den die Polen fälschlicherweise als Angehörigen ihres Volkes bezeichnet hatten.

Presse-Hoffmann-Kreutzer PK.